

Diskussion

JÜRGEN TRABANT Vielleicht darf ich ganz kurz einen Blick zurückwerfen auf das, was den vier Beiträgen gemeinsam war, nämlich ein deutliches Plädoyer für Mehrsprachigkeit – ganz gleich um welche Art von Wissenschaft es sich handelt, also ob es mehr um die Wissenschaften geht, in denen die Sprachen selbst Gegenstand sind, bzw. die so stark mit der Sprache verbunden sind wie die Rechtswissenschaft, oder ob es sich um die nicht so stark mit der Sprache verwobenen Wissenschaften dreht. Auf jeden Fall scheint Mehrsprachigkeit eine Notwendigkeit zu sein. Und, so würde ich das zusammenfassen wollen, auch die Chance für Europa. Denn, worauf Eberhard Knobloch zum Schluss noch hingewiesen hat, nämlich dass der Kollege aus dem anglophonen Bereich keine andere Sprache kann, ist wirklich unser Vorteil.

ETIENNE FRANÇOIS Ich wollte zunächst auf einen Punkt hinweisen, der für die Disziplin, die ich in etwa kenne – das heißt, was man hier in Deutschland die Geschichtswissenschaften nennt, – ganz charakteristisch zu sein scheint, nämlich dass wir in unserer Disziplin von dem Spannungsverhältnis leben zwischen auf der einen Seite eindeutig formulierten Begriffen, wenn wir zum Beispiel von der Säuglingssterblichkeit sprechen, und auf der anderen Seite von immer neu erfundenen Bildern und Metaphern, die deswegen fruchtbar sind, weil sie unscharf, schillernd, assoziativ reich und meistens auch rätselhaft sind. Und davon leben wir, von dieser Spannung zwischen zwei gegensätzlichen Formen von Worten, ich will nicht sagen von Begriffen. Ein einziges Beispiel aus der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich rühmt, nur mit klar formulierten Begriffen zu arbeiten; zwei Wortbildungen, die in der letzten Zeit so fruchtbar gewesen sind: Sonderweg und Sattelzeit. Wer will mir davon eine präzise Definition geben? Deswegen sind sie produktiv gewesen als Herausforderung. Und hinzu kommt noch – ganz wichtig, das wissen wir alle –, was Paul Ricœur die *mise en récit* nannte, das heißt, wie man aus den Erkenntnissen und der Forschung eine Erzählung macht, die lesbar wird und spannend. Es ist kein Zufall, dass die besten Historiker nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern zugleich Literaten sind.

Eine zweite kurze Bemerkung: Wir sprechen hier von Wissenschaftssprachen. Aber die Tatsache, dass es unterschiedliche Wissenschaftssprachen gibt, führt auf die Unterschiedlichkeit der Wissenschaftskulturen zurück. Man sieht das, wenn man Beiträge, Aufsätze auf Englisch liest, die entweder von einem Franzosen, Deutschen oder Briten geschrieben worden sind. Man argumentiert anders. Man formuliert seine Sätze anders, auch wenn man gut Englisch kann. Vor allem das Unausgesprochene oder das Implizite ist meistens anders, die Referenzen. Die expliziten, das ist klar. Aber viel wichtiger für einen Aufsatz sind die nicht formulierten, die impliziten Referenzen. Das heißt, Wissenschaftskulturen scheinen mir mindestens genauso wichtig wie Wissenschaftssprachen zu sein. Wissenschaftssprachen sind meistens der Ausdruck von unterschiedlichen Wissenschaftskulturen.

Und schließlich der dritte Punkt: Wie Mitchell Ash schon sagte, ist es sicher harte Arbeit, in zwei Sprachen zu arbeiten, aber es lohnt sich unglaublich. Das kann ich auch von mir sagen. Wenn ich nicht die Chance gehabt hätte, mich als Franzose mit einem französischen Training mit deutscher Geschichte zu befassen, hätte ich nicht die Möglichkeit gehabt, so vermute ich, Aspekte der deutschen Geschichte wahrzunehmen, die meine deutschen Kollegen nicht so wahrgenommen haben, weil sie eine andere Sozialisation hatten. Aber ich kann auch einen anderen Blick auf die deutschen Wissenschaftskultur werfen und umgekehrt natürlich auf die französische Wissenschaftskultur, so dass die Chance, in zwei unterschiedlichen Sprachbereichen und Wissenschaftskulturen zu arbeiten, dazu führte, langsam heimisch zu werden in der deutschen Sprache, weil ich immer gelehrt habe. Sonst wäre das nicht geschehen. Die Chance ist eine Bereicherung auf mindestens zwei Ebenen, für die eigene wie für die andere Kultur, sodass wir alle de facto zu Übersetzern werden. Wenn man in zwei Bereichen arbeitet, muss man ständig daran denken, wie man das übertragen könnte, nicht übersetzen, sondern vielmehr übertragen. Und je mehr man sich einübt in die Kunst der Übersetzung – das ist eine richtige Kunst –, desto mehr merkt man, wie viele Wörter es gibt, die sich einfach nicht übersetzen lassen. Und je wichtiger die Wörter sind, je bedeutungsreicher, assoziationsreicher sie sind, desto weniger lassen sie sich übersetzen. Und das ist das Paradoxon: Je besser man übersetzt, desto deutlicher merkt man, wie einzigartig die Sprachen sind, und desto dankbarer ist man dafür, dass es mehrere Sprachen gibt. Und deswegen würde ich, was mich betrifft, sehr gerne auf die vereinfachende Formulierung „die Wissenschaft“ verzichten, wie Burke das im Falle der Französischen Revolution sagte: „Ich kenne keine Wissenschaft, ich kenne nur Wissenschaftler.“ Ich würde stattdessen auf die alte französische Formulierung zurückgreifen: „Les arts, les sciences et les lettres“.

JÜRGEN TRABANT Ganz herzlichen Dank, lieber Etienne, für diese Stellungnahme. Vielleicht eine ganz kurze Bemerkung dazu, weil Du die verschiedenen Kulturen und Texte diskutiert hast: Ich möchte noch einmal hinweisen auf das Buch, das Mitchell Ash zitiert hat: Winfried Thielmann: *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich: Hinführen – Verknüpfen – Benennen*. Heidelberg 2009. Ein sehr interessantes Buch, in dem deutlich gemacht wird, dass englische und deutsche wissenschaftliche Texte ganz anders gestaltet sind, dass sie ganz anders komponiert sind.

Etienne François ist natürlich wie auch Mitchell Ash das lebende Beispiel, wie man tatsächlich in dieser Zweisprachigkeit oder Mehrsprachigkeit produktiv wird, welchen Reichtum man aus dieser Inspiration ziehen kann.

ERIKA FISCHER-LICHTE Ich schließe unmittelbar daran an, was die Begriffe betrifft; ich rede jetzt selbstverständlich nur von den Geisteswissenschaften. Wir arbeiten nicht mit Begriffen, die für die Ewigkeit gemeint sind. Alle unsere Begriffe sind stets historische Begriffe, die zu einer bestimmten Zeit von bestimmten Leuten geprägt und eingeführt wurden. Wenn wir diese Begriffe verwenden, müssen wir immer deutlich sagen, ob wir sie im Sinne Kants, Schleiermachers oder wessen auch immer verwenden. – Hegel sagte: „Die Metapher streut.“ Auch ein nicht klar definierter Begriff, eine Metapher kann in der Wissenschaft äußerst fruchtbar sein.

Ich möchte das Plädoyer für die Mehrsprachigkeit auf vielen Ebenen unterstützen. In den Geisteswissenschaften sind die meisten Gegenstände schon in unterschiedlichen Sprachen verfasst. Was soll ich von einem Wissenschaftler halten, der über Diderot forscht und kein Französisch versteht, der über Stanislawski arbeitet und kein Russisch gelernt hat, der über Nietzsche reflektiert, ohne Deutsch zu sprechen? Leider geschieht so etwas immer wieder. Solche Untersuchungen kann ich nicht ernst nehmen. Deshalb: Unsere Gegenstände erfordern, dass wir diese Sprachen zumindest passiv beherrschen, wenn wir über sie forschen wollen.

Mehrsprachigkeit im Schreiben ist natürlich ein ganz anderes Kapitel; wir sollten zunächst unsere eigene Sprache sehr hoch schätzen, weil wir Sprache in den Geisteswissenschaften nicht einfach brauchen, um Ergebnisse, die woanders bereits erbracht sind, zu vermitteln, sondern das In-Sprache-Fassen ist essentieller Teil des Forschungsprozesses. Struktur und Semantik einer Sprache sind ein Mittel, das Möglichkeiten eröffnet oder verschließt, so dass ich damit etwas in den gemeinsamen wissenschaftlichen Diskurs einbringe, das mir diese Sprache in beson-

derer Weise ermöglicht. Würden wir uns alle auf eine Sprache – etwa auf das Lateinische oder Französische – verständigen, würde uns dies unglaublich einengen. Gleichwohl müssen wir das, worüber wir forschen und wovon wir meinen, dass es wichtig ist, auch anderen, die unsere Sprache nicht sprechen, nahebringen. Einerseits ist Englisch auch in den Geisteswissenschaften die am meisten gesprochene und geschriebene Sprache. Natürlich halten wir Konferenzen auf Englisch ab und wir schreiben auch Aufsätze auf Englisch. Andererseits sollten unsere Monografien nicht nur auf Englisch erscheinen, sondern in viele andere Sprachen übersetzt werden. Denn jede Übersetzung verändert ein Buch in vielen Hinsichten. Wenn ein deutsches Buch auf Englisch, Arabisch oder Chinesisch erscheint, hat es eine ganz andere Resonanz. Darüber in Dialog zu treten, ist das Interessante und Fruchtbare in unseren Wissenschaften, weswegen ich sagen würde: Wir dürfen uns von diesem Ideal der Vielsprachigkeit, sei es zuletzt durch Übersetzung, nicht verabschieden. Leider habe auch ich die Erfahrung gemacht, dass zunehmend Wissenschaftler im angelsächsischen Raum in der Tat nur noch das Englische beherrschen und unfähig sind, auf Deutsch verfasste Dokumente und Publikationen zur Kenntnis zu nehmen. Wenn wir nicht aus diesem Diskurs herausfallen wollen, sind wir verpflichtet, die Gegenstände unseres Fachs, an denen uns liegt, in englischsprachigen Veröffentlichungen in diesen Diskurs einzubringen

JÜRGEN TRABANT Herzlichen Dank für dieses leidenschaftliche Plädoyer.

CHRISTOPH MARKSCHIES Es wird, glaube ich, niemand gegen Mehr- oder Vielsprachigkeit sein. Die Probleme beginnen bei der Praxis, und zwar nicht nur aufgrund von Kenntnismangel oder aktiver Sprachpolitik. Ich möchte den Blick auf ein Phänomen lenken, an das man vielleicht am Anfang gar nicht denkt: die Höflichkeit. Versuchen Sie einmal auf einem Kongress tatsächlich aktiv Mehr- oder Vielsprachigkeit durchzuführen. Sofort führt die Höflichkeit dazu, dass man ins Englische oder in die Sprache des Gastlandes wechselt. Wir sind ja gelegentlich ganz dankbar, dass es Stil in den Wissenschaften gibt ... Eine aktive Mehr- und Vielsprachigkeit wird nur funktionieren, wenn sie auch in unserem wissenschaftlichen Alltag erlebbar ist und nicht nur in der buchbinde-rischen oder herausgeberischen Arbeit von Zeitschriften.

Ich wollte noch eine vielleicht kuriose Beobachtung aus der theologischen Provinz mitteilen: Ganz besonders lustig ist, wenn Vielsprachigkeit ein Zerbröselphänomen alter Einsprachigkeit ist. Bis heute kann man in bestimmten Bereichen der Theologie das Latein entdecken, wie

es sich in Viel- oder Mehrsprachigkeit ausdrückt. Werden sich diese Rückbezüge auf die alte Sprache, aus der alle anderen herkommen, wieder verstärken oder gehen sie durch die Globalisierung vollkommen verloren? Aber man ist ja nicht zum Propheten bestellt. Die Beobachtung ist nur interessant. Aber auch die Beobachtung, dass wieder aufgrund von Stilfragen man nicht auf Latein rekurriert, es sei denn, man wäre zufällig im Vatikan. Es ist wieder eine Stilfrage, die die Praxis des Umgangs mit der Viel- und Mehrsprachigkeit bestimmt.

JÜRGEN TRABANT Vielen Dank, lieber Herr Marksches. Ich glaube, was wir Linguisten Substrat nennen, wird sich natürlich in der neuen Sprache, der globalen Sprache der Wissenschaften, nicht verheimlichen lassen. Das sind die Ruinen der alten Sprachen in der neuen, so wie die Ruinen der alten Sprachen im gesprochenen Latein des Imperiums enthalten waren.

FRANK RÖSLER In den Beiträgen und Diskussionsbemerkungen wurden drei Punkte angesprochen, zu denen ich kurz etwas anfügen möchte. Erstens: Sprache ist das Vehikel unseres Denkens. Zweitens: Welche Sprachen brauchen wir als Wissenschaftler? Drittens: Was bedeutet es in einer fremden Sprache zu schreiben und zu reden? Als Experimentalpsychologe und Neurowissenschaftler sind meine Bemerkungen naheliegenderweise durch das begründet, was man zu diesem Thema an empirischen Belegen finden kann.

ad 1: Sprache ist das Vehikel unseres Denkens!

Selbstverständlich hängt unser Denken von unserer Sprache ab. Denken heißt Problemlösen. Und Herr Mittelstraß hat einen wichtigen Aspekt des Problemlösens angesprochen: den der Kategorisierung. In der Tat kann man zeigen, dass Denk- und Handlungskategorien auch von der jeweils verwendeten Sprache mitbestimmt werden. Aber Problemlösen und Denken ist mehr als nur Kategorisieren. Daher brauchen wir auch für das Lösen unterschiedlicher Probleme unterschiedliche Werkzeuge. Denkpsychologen haben viele Belege dafür erarbeitet, dass Denken eben nicht nur in unserer Muttersprache stattfindet. Es findet auch in Bildern und in nichtsprachlichen Vorstellungen statt, so wie Herr Duddeck es angedeutet hatte. Probleme werden mit bildhaften Analogien, mit Hilfe von Formeln oder auch mit Programmiersprachen gelöst. D.h. es macht keinen Sinn zu verlangen, Wissenschaftler müssten über einen bestimmten Kanon von Sprachen verfügen.

Das bringt mich zum 2. Punkt Welche Sprachen brauchen wir?

An der Hamburger Universität ereignete sich Anfang der 1960er Jahre folgendes. Ein Kandidat aus der Psychologie hatte seine Habilitations-

schrift – eine experimentelle Arbeit – eingereicht. Die philosophische Fakultät verlangte damals als Voraussetzung zur Habilitation ein Latinum und ein Graecum. Der Kollege hatte Lateinkenntnisse aber kein Graecum. Sein Mentor trat vor die Fakultät und sagte in etwa: Der Herr Kollege habe zwar kein Graecum, aber er beherrsche zwei Programmiersprachen, nämlich Algol und FORTRAN. Das war damals in etwa so exotisch wie Kenntnisse des Hethitischen. Die Fakultät war weise genug, den Kandidaten durchzulassen. Der spätere Erfolg in seinem Fach war der Beweis, dass er die richtigen Werkzeuge erworben hatte.

Was heißt das? Wir brauchen je nach Wissenschaft unterschiedliche Sprachen und Denkwerkzeuge, um unsere Probleme lösen zu können. Horst Bredekamp braucht für die Lösung seiner Probleme Italienisch, Französisch, Englisch, Latein und Griechisch, er braucht Sprachen, die so definiert sind, wie wir das Wort Sprache zunächst naiv verstehen, als Wortsprache. Aber ein Mathematiker, ein Experimentalpsychologe, ein Physiker, ein Chemiker oder ein Mediziner, sie alle brauchen andere Werkzeuge und Sprachen. Meinen Doktoranden hilft es wenig, wenn sie Latein oder Italienisch können. Sie müssen Deutsch, Englisch, eine Programmiersprache, z.B. C++, Statistik und noch ein paar andere Dinge können, wenn sie sich in ihrem Fach erfolgreich behaupten wollen.

Zum dritten: Was bedeutet es in einer fremden Sprache zu reden und zu schreiben?

Es ist ein Faktum, als Wissenschaftler müssen wir heutzutage auch in einer Fremdsprache, in der Regel eben in Globalisch parlieren und schreiben können. Das klappt soweit ja auch ganz gut, vor allen Dingen dann, wenn man mal einige Zeit in einem englischsprachigen Land gelebt hat. Aber machen wir uns nichts vor, auch eine gute Beherrschung des Englischen verhindert nicht, dass sich jeder von uns in der ihm nicht als Muttersprache eigenen Sprache immer etwas dümmer darstellen muss. Man schätzt den Verlust je nach Fertigkeit auf 10 bis 20 IQ Punkte. Nun, ich höre schon einige sagen „das glaube ich nicht“, vor allen Dingen kann das gar nicht sein, wenn man einige Zeit in dieser fremden Sprachwelt gelebt und gearbeitet hat. Dazu nur ein kleiner empirischer Befund zum Nachdenken.

Man hat Kinder von chinesischen Einwanderern in Kalifornien im Erwachsenenalter hinsichtlich ihrer Sprachfertigkeiten untersucht und mit Muttersprachlern verglichen. Die Probanden erlebten sich als vollkommen flüssig im Amerikanischen, sie schrieben und sprachen es fließend, und sie hatten einen akademischen Abschluss. Dennoch, alle die erst nach ihrem 4. oder 5. Lebensjahr in die amerikanische Sprachwelt eingetaucht waren, zeigten beim Verstehen komplizierter grammatischer Strukturen im Vergleich zu den muttersprachlichen Vergleichsprobanden Defizite.

Entsprechende Befunde wurden vielfach repliziert. Das Fazit dieser Untersuchungen lautet, dass auch 20 Jahre Sprachtraining in einer nicht muttersprachlichen Umwelt nicht dazu führen können, dass man diese andere Sprache perfekt beherrscht, zumindest dann nicht, wenn der Erwerb dieser zweiten Sprache erst nach dem 5 oder 6 Lebensjahr begann. Man kann und sollte darüber nachdenken, wie dem abzuhelpen ist.

JÜRGEN TRABANT Ganz herzlichen Dank für diese Einblicke in die psychologische Forschung im Zusammenhang mit der Sprache. Das schließt auch an Herrn Gethmanns Beitrag an, der auf den Unterschied zwischen Erstsprache und Zweitsprache hingewiesen hat und darauf, welche Probleme da entstehen können. Vielen Dank, dass Sie das aufgegriffen haben. Bei unserem Thema geht es in der Tat ja nicht nur um natürliche Sprachen, sondern auch um Symbolsysteme überhaupt; d.h. verschiedene semiotische Systeme werden zum Denken und Kommunizieren verwendet.

MARTIN QUACK Ich will auf etwas hinweisen, was bisher in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Sprache ist ja nicht nur ein Element zum Denken oder zum Ausarbeiten von Ergebnissen, sondern in erster Linie ein Kommunikationsinstrument. Die Sprache dient der Kommunikation zwischen verschiedenen Personen, auch Kulturen. Wenn man über die Effizienz der Kommunikation nachdenkt, kommt man sehr schnell zum Schluss: Wenn es eine vielsprachige Welt gibt, ist die Kommunikation effizient, wenn alle eine gemeinsame Sprache neben der eigenen Muttersprache sprechen. Heute ist das Englisch, jedenfalls in den Naturwissenschaften. Früher war es Latein. Aber man kann sich natürlich auch synthetische Sprachen vorstellen. In den Naturwissenschaften gibt es Symbole, die international sind, zum Beispiel sind die chemischen und mathematischen Symbole unabhängig von der Muttersprache. Auch außerhalb der Naturwissenschaften gibt es das. Die Noten der Musik sind auch unabhängig von der Muttersprache. Es gibt also solche internationalen Dinge für die Kommunikation.

Das Zweite, was ich sagen möchte, ist, dass die Kommunikation auf einer anderen Ebene, nämlich innerhalb der Nationen, berücksichtigen muss, dass es Gruppen von Menschen gibt, die tatsächlich besser erreicht werden in der Kommunikation, wenn man sie in ihrer Muttersprache anspricht. Ich möchte hier als Beispiel eine Zeitschrift anführen, die ganz zweifellos zu den bedeutendsten der Chemie gehört, die *Angewandte Chemie*. Sie erscheint prinzipiell zweisprachig. Die Artikel unserer amerikanischen Kollegen, die da sehr gerne publizieren, werden ins Deutsche übersetzt und die Artikel erscheinen auf Deutsch neben Englisch. Das hat zum Ziel, diese

Gruppe von Wissenschaftlern zu erreichen, die tatsächlich besser erreicht werden, wenn sie in ihrer Muttersprache angesprochen werden. Das gibt es auch bei Konventionen, zum Beispiel das „grüne Buch“ der physikalisch-chemischen Terminologie wird international erstellt von einer Kommission der IUPAC (International Union of Pure and Applied Chemistry). Diese Kommission erarbeitet das zunächst auf Englisch, anschließend wird es in viele Nationalsprachen übersetzt: es gibt Übersetzungen ins Japanische, Deutsche usw., weil man auch die Wissenschaftsbevölkerung in diesen Ländern erreichen will. Und ich denke, die Kommunikation in diesen beiden Elementen, der Muttersprache und der internationalen Sprache, ist sehr wichtig. Zum Schluss etwas aus der Praxis der Vielsprachigkeit der Schweiz, was vielleicht interessant und nicht allen bekannt ist. In den nationalen Gremien der Schweiz ist es per Gesetz und Usus üblich, dass jeder seine eigene Muttersprache sprechen darf, und die anderen müssen es dann eben verstehen. Das bedeutet, dass der Ausdruck erleichtert wird und das Verstehen von den anderen erwartet wird. In der Praxis sieht es etwas anders aus. Es gibt natürlich vier Nationalsprachen in der Schweiz, aber die vierte zählt hier schon sowieso nicht wirklich, denn keiner käme auf die Idee, Rätoromanisch zum Beispiel im Schweizerischen Nationalfonds als Sitzungssprache zu verwenden. Im Nationalfonds ist in der Zeit, in der ich da tätig bin – und das ist schon relativ lange –, das Italienische fast nicht mehr in den Sitzungen in Erscheinung getreten, denn die italienisch sprechenden Kollegen haben sehr schnell entweder Deutsch oder Französisch als Sprache gewählt. Im Laufe der Jahre hat es sich als effizient erwiesen, dass die meisten heute Englisch sprechen.

JÜRGEN TRABANT Herzlichen Dank, genau das ist die Zukunft.

JULIAN NIDA-RÜMELIN Ich habe drei Anmerkungen. Die erste mündet eher in eine Aporie. Ich habe auch keine Antwort darauf. Es ist sicher unumstritten, dass die führenden Wissenschaftler, Gelehrten, Literaten des 17. Jahrhunderts im geschriebenen Latein sehr gut waren. Trotzdem spricht vieles für die Vermutung, dass das Aufblühen der Geistes- und Sozialwissenschaften in den dann folgenden Jahrhunderten nach dem Übergang zu den Nationalsprachen ohne diesen Übergang so nicht möglich gewesen wäre. Man kann das gewissermaßen schon am Ursprung beobachten, wenn man etwa Hobbes' *De Cive* oder *De Homine* vergleicht mit dem englischen Text *Leviathan*, wie viel saftiger, differenzierter, deliberativer – das ist das Interessante – deliberativer der englische Text ist gegenüber dem thetischen von *De Cive* und *De Homine*. Das ist eine Art Aporie, denn keiner kann wirklich dafür plädieren, dass wir jetzt wieder zurückkehren in diesen Zustand. Wir brauchen ja eine

Universalsprache. Aber die Gefahr, dass das Niveau geistes- und sozialwissenschaftlicher Publikationen und auch Forschungspraxis darunter am Ende leiden wird, halte ich nicht für abwegig. Ich sage ganz polemisch: Der Zustand der Humanities in den USA ist nicht der beste. Das kann nicht das Vorbild sein, an dem sich alle übrigen wissenschaftlichen Kulturen orientieren sollten.

Zweite Anmerkung: Das betrifft mein eigenes Fach, damit man mal aus dieser Perspektive sieht, wie komplex die Sachen sind. Ich sage es auf mich bezogen: Mein Alltagsenglisch ist nicht gut. Trotzdem fällt es mir leichter – also beim Metzger bin ich aufgeschmissen – trotzdem fällt es mir leichter, bestimmte Sachzusammenhänge im Bereich der analytischen Philosophie, wo ich herkomme – beispielsweise Entscheidungstheorie, Rationalitätstheorie, die ontische Logik –, auf Englisch zu schreiben und zu sprechen als auf Deutsch. Revealed Preference. Versuchen Sie, das mal auf Deutsch hinzubekommen. Geht irgendwie nicht. Und vieles andere auch. Das heißt, es gibt Bereiche der Philosophie, in denen die Universalsprache des Englischen einen differenzierteren, klareren Ausdruck ermöglicht als die eigene Muttersprache. Es gibt aber auch Bereiche in der Philosophie, da ist es geradezu absurd, wenn man das jeweilige Thema bearbeitet, ohne die Originaltexte im Original zu diskutieren, meinetwegen Kant, Fichte, Heidegger usw. Da lernen die norditalienischen Studierenden in großer Zahl Deutsch, damit sie zu diesen Texten einen Zugang finden. Und dann hat man in den USA den Eindruck, man darf im Grunde gar keine deutschen Texte mehr zitieren, weil die ja sowieso nicht verstanden werden. Das heißt, wir beziehen uns auf englischsprachige Übersetzungen und englischsprachige Sekundärliteratur zu einer komplexen Thematik, die in dieser Übertragung einfach an Differenziertheit verliert.

Dritter Punkt, das ist jetzt etwas sehr Praktisches. Mich hat alarmiert, dass die UNESCO vorgesehen hatte, Deutsche als Konferenzsprache – das sage ich jetzt auch als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Philosophie – für den Welttag der Philosophie zu streichen, und zwar nicht mit dem Argument, dass da so wenige muttersprachliche oder zweitsprachige Deutsche seien, im Gegenteil, Deutsch ist in der Regel die am zweitmeisten gesprochene Sprache auf diesen Konferenzen gewesen, sondern weil in Deutschland internationale philosophische Kongresse in der Regel englischsprachig oder wenigstens zweisprachig stattfinden. Deswegen habe ich das Sprachenregime jetzt für den nächsten großen Kongress der Deutschen Gesellschaft für Philosophie verändert. Nicht mehr wie üblich in den zwei Konferenzsprachen Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch, sondern es bleibt jeweils dem Referenten/der Referentin überlassen, wie sie ihr potenzielles Publikum einschätzen und je nach-

dem die Sprache wählen. Dass im Falle eines chinesischen Vortrags der Anteil der Zuhörer relativ klein sein wird, ist völlig klar. Aber in vielen Sprachen – Spanisch, Französisch, Italienisch usw. – müsste das funktionieren.

JÜRGEN TRABANT Vielen Dank auch für diesen wichtigen Hinweis auf die veränderte Praxis im internationalen wissenschaftlichen Verkehr. Das finde ich zukunftsweisend.

WOLFGANG KLEIN Das Erste, was ich sagen will, ist: Ich liebe das Deutsche. Es ist meine Muttersprache. Ich habe es studiert. Es ist die einzige Sprache, von der ich mir schmeichle, sie wirklich gut zu beherrschen. Das ist vielleicht das pathetischste Bekenntnis zu einer Sprache, das im Laufe dieser Diskussion vorgebracht wurde. – Ich denke, ein wenig geht die Diskussion vielleicht nicht am Thema, aber an einem schlichten Faktum vorbei, nämlich dass die Wissenschaft heute nicht nur einfach im Erzeugen von Erkenntnissen besteht, sondern ein Markt ist. Ein Markt, in dem es darauf ankommt, bestimmte Erkenntnisse zu verbreiten. Es ist nicht die Wahrheit – oder das ist nur einer von verschiedenen Faktoren –, es ist der Wettbewerb, der bestimmt, welche Sprachen wir verwenden. Das muss man ganz realistisch sehen. Es hilft nichts, sich da irgendetwas vorzumachen. Ich stimme sehr vielem, was hier gesagt worden ist, vollkommen zu. Und ich schreibe auch in verschiedenen Sprachen. Nur, man kann das schlichtweg nicht außer Acht lassen.

Ich möchte auf drei Punkte hinweisen, welche Konsequenzen der regelmäßige Nichtgebrauch der eigenen Sprache hat. Diese Konsequenzen sind sozusagen marktorientiert. Erstens: Es ist ein Selektionsnachteil, um es einmal so zu formulieren. Um sich gleichermaßen, bei gleicher Qualität des Produkts, halten zu können, muss man einfach sehr, sehr gut eine zweite Sprache beherrschen können. Das tun wir aber nicht. Deshalb muss das Produkt im Allgemeinen deutlich besser sein – das Produkt ist der Aufsatz, die Erkenntnis –, wenn es eine vergleichbare Wirkung zeitigen soll. Das muss man sich vor Augen halten. Die Erkenntnisse der Populationsgenetik zeigen sehr deutlich, wohin dies im Laufe der Jahre führt. Zweitens: Gleichermaßen wichtig wie die Erzeugung der Erkenntnisse ist in meinen Augen die Verbreitung der Erkenntnisse, das Weitergeben an das, was man die zweite oder die dritte Linie nennen könnte, an das Gymnasium, an das, was in die Zeitungen kommt, an die Bevölkerung insgesamt. Und wenn die bedeutenden Aufsätze in einer Sprache verfasst sind, die die zweite oder dritte Linie nicht oder schlecht beherrscht, jedenfalls im Alltagsgebrauch praktisch nicht praktiziert, dann wird sich dieser Zusammenhang vollkommen zerstören.

Meine Erklärung für Herrn Nida-Rümelins Hinweis, wie wichtig es war, dass Latein verschwand, ist ganz einfach: Auf diese Art und Weise ist erreicht worden, dass die Sprache der ersten Linie, die der Erkenntnis, und die der zweiten und dritten Linie auf einmal dieselbe war. Das war ganz fundamental für den Aufschwung der Wissenschaften insgesamt in Europa. Drittens: Man kann auch am Beispiel der Philosophie sehr deutlich sagen: Wenn der sprachliche Konnex zu den älteren Arbeiten zerstört ist, wird auch die Geschichte zerstört werden, die Erkenntnisse, die Entwicklung der Erkenntnisse und Vorstellungen. Ich sage es etwas zugespitzt, Kant, Hegel und Fichte werden einfach exotisch werden. Sie werden aus der Geschichte der Philosophie nicht verschwinden, aber sie werden Nischenprodukte sein.

Diese drei Punkte sind ganz nüchtern, und sie stehen in einem gewissen Gegensatz zu dem, was ich über meine Liebe zur Sprache gesagt habe. Aber ich dachte, ich bringe wiederum diese Punkte mit einem gewissen Pathos vor. Wenn wir dieses nicht beachten, dann reden wir an der Sache vorbei.

JÜRGEN TRABANT In den verschiedenen Stellungnahmen wurden die Pole von kognitiver und kommunikativer Funktion von Sprache diskutiert und die Situierung von Wissenschaft innerhalb dieser Pole. Dabei ist deutlich geworden, dass es einmal mehr ums Kommunikative ging – Herr Quack hat es betont –, und einmal mehr um die Generierung von Wissen und darum, wie Symbolsysteme kognitiv funktionieren.

Vielleicht darf ich mir eine Bemerkung zur Opposition von Latein und Volkssprachen erlauben, die Wolfgang Klein erwähnt. Galilei beispielsweise geht über vom Lateinischen ins Toskanische, und er hat dafür zwei Gründe: Das Lateinische sei erstarrt, formelhaft. Das Toskanische sei kommunikativ, es eröffne ihm das Gespräch mit *la mia patria*. In der patria, also in seinem Land, will er die jungen, aktiven Leute ansprechen. Die Opposition von Volkssprache und Latein ist auch eine Opposition zwischen Praxis und Schule. In der Schule, in der Universität, sitzen Leute und sprechen lateinisch über alte Bücher. Galilei will aber mit den Praktikern, mit den jungen Aktiven arbeiten. Er sieht in den Vulgärsprachen eine gesellschaftlich-kommunikative, aber dann auch kognitiv-innovative Kraft. Ich glaube, das hat sich tatsächlich bewahrheitet. Und die Frage ist jetzt, ob welthistorisch der Übergang ins Englische der Sprung ins Junge, Aktive, Kreative ist. Zweifel sind, glaube ich, schon genügend geäußert worden.

MANFRED BIERWISCH Ich möchte nach den facettenreichen Erörterungen der Rolle der Nationalsprachen in der wissenschaftlichen Kom-

munikation noch einmal kurz zurückkommen auf die Frage nach der Rolle der Sprache im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess und dabei insbesondere das Verhältnis der natürlichen Sprachen zu den verschiedenen Arten künstlicher Sprachen ins Auge fassen, die sich nicht nur die Wissenschaft geschaffen hat. Das Problem ist aus verschiedenen Gesichtswinkeln berührt worden, Herr Duddeck und Herr Rheinberger haben deutlich gemacht, dass wesentliche Erkenntnisprozesse und Denkvorgänge sich in völlig anderen Systemen als der natürlichen Sprache vollziehen können, Herr Rösler hat auf die ganz praktische Bedeutung von Programmiersprachen verwiesen, und seit langem ist ja klar, dass die natürlichen Sprachen offenbar viel zu wünschen übrig lassen, wenn es um Präzision und wissenschaftliche Klarheit geht. Tarski und Frege haben es zwar für charakteristisch gehalten, dass man jeden Gedanken, den man fassen kann, in der natürlichen Sprache auch ausdrücken kann, zugleich haben sie aber die notorische Mehrdeutigkeit und Unschärfe für gravierende, wenn auch beherrschbare Hindernisse bei der Rolle der natürlichen Sprache für den Erkenntnisprozess gehalten. Mit einem Wort, beim Vergleich von natürlichen und künstlichen Sprachen in ihrer Funktion für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess schneiden die natürlichen Sprachen offenbar schlecht ab. Leibniz, Frege und der frühe Wittgenstein sind Beispiele für die immer wiederkehrenden Bemühungen um eine ideale, klar strukturierte Sprache. Tatsächlich sind ja alle natürlichen Sprachen voll von merkwürdigen Zufällen, halber Systematik, Unregelmäßigkeiten und Inkonssequenzen. Idiosynkratische Sonderfälle sind nicht ungewöhnlich, sondern charakteristisch, ja offenbar notwendig für natürliche Sprachen. Das gilt für die zahllosen Ungereimtheiten und Unschärfen im Wortschatz, aber es betrifft genauso die Regeln und Kombinationsbedingungen der Grammatik. Ein Konglomerat wie das deutsche, englische oder fast jedes andere Tempussystem kann gegenüber einer transparenten Zeitlogik allenfalls als bizarr und hoffnungslos kompliziert gelten. Jedenfalls würde kein Logiker ein solches System der Zeitdarstellung konstruieren. Die Frage ist allerdings, ob das ein sinnvoller Kontrast ist. Betrachtet man nämlich die scheinbaren Merkwürdigkeiten des Lexikons und der Grammatik einer beliebigen natürlichen Sprache unter den Entwicklungs- und Gebrauchsbedingungen, denen sie unterliegen, dann erweisen sie sich als Folgen von Faktoren wie Gebrauchshäufigkeit, Umkodierungsaufwand bei Änderungen, und den Voraussetzungen, die der Organismus mitbringt für den Erwerb und das Befolgen von Symbolen, kurz als das Ergebnis außerordentlich komplexer, ineinander greifender Optimierungsprozesse, die kaum ein zielstrebigere Konstrukteur zuwege brächte. So ist das deutsche Tempussystem nicht nur merkwürdig, aber halt gewohnt, sondern auf seine Weise

auch optimal. Mit anderen Worten, auch wenn es ist unstrittig ist, dass wesentliche Prozesse im Erkenntnisprozeß auf anderen Systemen als der natürlichen Sprache beruhen, heißt das keineswegs, dass deren Struktur eine Chance hätte, die natürlichen Sprachen zu überlagern oder zu über-rumpeln. Die Wissenschaft braucht offenkundig beides, und sie kann so-gar jeweils das eine mit Hilfe des anderen begründen und erklären.

UTE FREVERT Ich habe nur zwei Anmerkungen, und zwar die erste zu Mitchell Ashs und Jörg Rheinbergers Plädoyer für die sprachliche Durch-arbeitung von Texten und die Beobachtung, dass solche sprachlichen Durcharbeitungen nicht nur in den Geisteswissenschaften vorkommen, sondern auch in den Naturwissenschaften. Was dagegen spricht, ein *Paper*, das in der Psychologie, Medizin oder Physik von acht Leuten ver-fasst ist, sprachlich durchzuarbeiten, ist meiner Wahrnehmung nach die Tatsache, dass solche *Paper*, wie mir psychologische Kollegen am Ins-titut verraten haben, Halbwertzeiten von ungefähr 15 Jahren haben. Das heißt, nach 15 Jahren kennt man diese *Paper* nicht mehr. Die gibt's einfach nicht mehr. Warum soll man sich darum bemühen, sie in einer wunderbar flüssigen und eingängigen Sprache zu formulieren? Das ist wohl eher das Problem von Geistes-, vielleicht noch Sozialwissenschaft-lern, die Monografien schreiben, mit denen sie in der Tat nicht nur einen Kommentar zu einer laufenden Forschungsdiskussion verfassen – das auch –, aber von dem sie doch hoffen, dass er als Buch etwas länger überlebt.

Meine zweite Anmerkung bezieht sich auf die Frage: Zweisprachig-keit ja, aber welche Grenzen? Was Wolfgang Klein gesagt hat, kann ich aus meinen langjährigen Lehrerfahrungen in den USA nur bestätigen. Es geht ja nicht nur darum – um aus meinem Fach zu sprechen –, in den USA Leute zu finden, die deutsche Geschichte dort forschen und natürlich des Deutschen genauso mächtig sind wie ich des Englischen. Das ist überhaupt kein Problem. Wenn ich allerdings in meiner Lehre die Undergraduates erreichen möchte, die niemals zu Spezialisten der deut-schen, französischen oder italienischen Geschichte werden, gleichwohl sich aber einen breiten Wissens- und Reflexionshorizont erarbeiten wol-len, dann kann ich nicht erwarten, dass sie einen Text, wie wichtig er auch immer ist, auf Italienisch, Französisch oder Deutsch lesen. Dann muss der auf Englisch vorgelegt werden. Und deshalb appelliere ich seit meiner Rückkehr aus den USA an alle unsere wunderbaren Doktoran-den, die hier fantastische Doktorarbeiten und Habilitationen vorlegen: Wenn ihr außerhalb eures eigenen Sprachgebiets überhaupt zur Kennt-nis genommen werden wollt, dann braucht es einen Aufsatz, der die wichtigsten Thesen auf Englisch formuliert, damit die amerikanischen

sehr, sehr klugen und sehr bildungsfähigen Undergraduate-Studenten den Eindruck haben, dass auch an anderen Orten als in ihrem Land gute Wissenschaft gemacht wird.

JÜRGEN TRABANT Vielen Dank.

Ich möchte jetzt mit einer kurzen Schlussbemerkung schließen. Aus meiner Sicht war interessant, dass die beiden Funktionen von Sprache, nennen wir sie Kognition und Kommunikation, die im Sprechen zusammengehen, in der Wissenschaft verschiedene sprachliche Notwendigkeiten entwickeln und dass die verschiedenen Wissenschaften in Bezug auf die Sprachlichkeit ihres Gegenstands verschiedene Positionen haben. Diese unterschiedlichen Konstellationen erzeugen unterschiedliche Notwendigkeiten im kommunikativen oder kognitiven Verfügen über Sprache. Alle diese komplizierten Zusammenhänge scheinen mir in die Forderung zu münden, dass Mehrsprachigkeit eine unerlässliche Notwendigkeit für wissenschaftliches Arbeiten ist. Es ist klar geworden, dass Mehrsprachigkeit nicht nur das Vermögen bedeutet, Griechisch, Lateinisch und Deutsch zu sprechen, sondern auch über Algol oder eine sonstige Formelsprache, über andere symbolische Systeme zu verfügen. Wissenschaft ist ein kompliziertes Ensemble verschiedenster Sprachen und Sprachspiele.